

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Koch, Maily: Der Heimatsucher

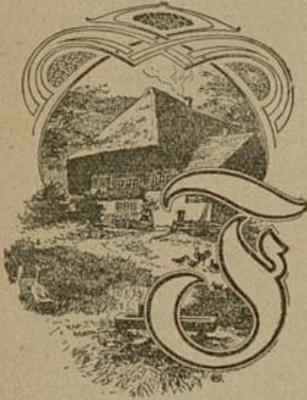
urn:nbn:de:bsz:31-62042

eine große Freude sein in Seiner Gestrengen Sprengel.

Dann zog er den Mund bis an die Ohren, warf mit einem Fauchzen seine Kappe in die Luft und sprang auf das Schiff.

„Grüßt Euren Herrn von Wichart von Boley!“ schrie er hinüber.

So fand man den Bischof im Kasten; den langen Wichart aber sah keiner wieder.



Der Heimat- sucher.

Von Maily Koch.

Fünf Jahre war der Heiner nun schon in der Stadt; aber er fühlte sich ihr noch nicht zugehörig. Während einer langen Wanderzeit war es sein Wunsch und Ziel gewesen,

in der Nähe seiner heimatlichen Schwarzwaldberge eine dauernde Arbeitsstätte zu finden. Es war ihm geglückt. Eine große Uhrenwerkstätte hatte ihn angestellt in einer Stadt, der Heimat so nahe, daß sie ihm an jedem freien Tag erreichbar war. Und dennoch ließ ihn die Unruhe nicht los. Er konnte nicht Wurzel fassen in dem fremden Erdreich. Er hatte für niemand zu sorgen, und kein Mensch sorgte für ihn. Eine einzige Schwester lebte ihm noch. Sie war Magd auf einem großen Bauerngut in seinem Heimatdorf. Zu ihr wanderte er oft und hatte dann immer etliches Ware in der Tasche, womit er nach und nach die kleine Summe abbezahlte, die sie ihm im Lauf der Wanderjahre zugesteckt hatte. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, hatte er in die Welt gehen müssen — ein Waisenbub, in allem Wesentlichen auf sich selber gestellt.

Die sehr viel ältere Schwester war ihm wie eine Mutter gewesen; aber sie war eine rauhe, karge Natur, und seit er kein Geld mehr brauchte, hatte sie ihm nichts mehr zu geben. Wohl hatte er mancherlei Liebe erfahren, im wilden Drang der Jugend und in der schmerzlichen Sehnsucht seiner reiferen Jahre. Aber er besaß eine grausame Hellsichtigkeit, die ihn immer wieder abhielt, das lose geschlungene Band einer Liebchaft durch die Ehe fester zu knüpfen. Er hatte zu viele böse Meisterinnen kennen gelernt, die wohl auch einmal jung und fröhlich gewesen waren, zu viel eheliche Mühsal und heimliches Elend erschaut, um sich noch unbesangen dem Traum eines Liebesglückes hingeben zu können. Trotzdem war er kein Kopfhänger geworden, kein nüchterner Krittler. Seine Augen schauten hell

und fröhlich in die Welt, und ihr warmer Glanz schien sich nur zu vertiefen durch Leid und Schuld, wie es ihm das Schicksal aus Sehnsucht und Enttäuschung schuf.

Da geschah es einmal, als er in der Morgenfrühe zum Geschäft eilte, daß ein Lachen ihm ans Ohr klang, wie er's noch nie gehört hatte. Weich und tief und wie verschleiert war die junge Stimme gewesen. Er wandte sich um und sah zwei Mädchen vor einer Ladentür stehen. Sie hatten das niedere Gittertor ausgehängt, das über Nacht den Laden abgeschlossen hatte. Die eine hatte wohl gerade eine lustige Bemerkung gemacht. Sie sah ihm ins Gesicht. Eine schlanke Blonde mit schadhaften Zähnen.

Die war es wohl nicht. Da erhob sich die andere aus ihrer gebückten Stellung, und ein jähes Zucken seines Herzens verriet ihm: diese war's! Das Antlitz war von einer seltenen Lieblichkeit, ohne wirklich hübsch zu sein. Die dunkeln Augen hatten, trotz des Lachens, das noch um ihre Lippen lag, einen ersten, sinnenden Ausdruck; die sanft gebräunten Wangen waren zart und schmal, und ein tiefrotes Band, das sich um ihre Haare schmiegte, ließ das Gesicht fast kindlich erscheinen, trotzdem die Friese der ersten Jugend schon erloschen war.

Als die beiden im Laden verschwunden waren, kehrte er die paar Schritte zurück und musterte die Auslage. Kleine Kunstwerke standen da, seine Lederwaren, lauter Dinge, die er nicht brauchen konnte, noch weniger kaufen. Aber am zweiten Fenster sah er auch Seifen, Zahnbürsten, Schwämme . . . erreichbare Sachen, — da konnte sich wohl Gelegenheit finden, jene Stimme noch einmal zu hören.

Als die Mittagspause anbrach, hatte er's eiliger als sonst. Warum sollte er nicht schon heut sein Glück versuchen? Vielleicht traf er sie noch, ehe auch sie zum Essen nach Hause ging. Etwas befangen betrat er den fremden und vornehmen Laden. Aber er wurde sofort ruhig, denn aus dem dunkeln Hintergrund tauchte das rote Band auf und jene dunkle Stimme fragte ihn nach seinen Wünschen. Er ließ sich Zahnbürsten zeigen und wählte so lange und umständlich, daß ein schelmisches Lächeln über die Züge der Verkäuferin glitt. War er so heikel? Oder kaufte er diesen Gegenstand zum erstenmal? Mit prüfenden Blicken musterte sie ihn. Sein Anzug war aus billigem Stoff und nicht mehr neu, aber sorgfältig instand gehalten. Die Hände waren derb und fest, aber nicht von harter Arbeit verdorben und peinlich sauber. Was mochte er wohl sein? Da traf ihr Blick seine Augen, und ein seltsames Gefühl durchflutete sie. Was hatte der Mensch für merkwürdige Augen? Es war unmöglich, ihre Farbe zu erkennen, solch ein Leuchten ging von ihnen aus. Der hat ja goldene Augen, dachte sie. Und es

wurde ihr warm ums Herz, als habe die Sonne hineingeschienen.

Er hatte bezahlt und den Laden verlassen ohne ein überflüssiges Wort. Aber draußen blieb er stehen und überlegte. Ob sie wohl um halb ein Uhr zum Essen ging? So lange wollte er noch warten. Es dauerte auch nicht lange, so trat sie im Hut aus der Ladentür. Mit raschen Schritten ging er auf sie zu.

„Ich hab' auf Sie gewartet,“ sagte er ohne Befangenheit, als ob es sich von selbst verstünde. „Darf ich mitgehen?“

Ihre Augen schauten ein wenig mißtrauisch an ihm empor. Aber sein klarer Blick beruhigte sie.

„Ist's wegen dem Zahnbürstle?“ fragte sie schalkhaft.

„Nein, nicht wegen dem Bürstle,“ lachte er.

„Mir ist so wohl ums Herz, als hätt' ich . . . Darf ich Du sagen?“

„Ja,“ gab sie freimütig zur Antwort. Ihr war, als hätte sie ihn schon lange gekannt. Sie gingen durch einsame Straßen, und er nahm ihre Hand in die seine.

„Hast du keinen Schatz?“

Ueber ihr Gesicht flog ein Schatten, und herb und zögernd kam ihre Antwort: „Nein. — Wir sind fünf Geschwister. Der Vater ist Lokomotivführer. Da ist nicht viel zu holen.“

„Ich will auch nichts holen,“ sagte er und hielt ihre Hand fest, die sich zuckend hatte aus der seinen lösen wollen. „Eine Heimat such' ich. Und mir ist, als hätt' ich sie gefunden in dir. . . Meinst, du könntest es mit mir wagen?“

Wieder hob sie die Augen zu ihm empor mit einem so bangen, forschenden Ausdruck, daß ihm das Herz weh tat. „Ich bin der erste nicht,“ dachte er. „Sie hat schon ihr Teilchen Leid erfahren.“ Aber er fühlte, daß sie rein war und hilflos, und sein Verlangen wuchs, sie zu bergen in seiner warmen, mitleidvollen Liebe.

Im vertrauenweckenden Schein seiner Augen erhellte sich ihr Gesicht.

„Ich hab's ja schon gewagt! Meinst, ich ginge mit jedem, der mich einfach so an der Hand nimmt wie du?“

Ihr schelmisches Lächeln beglückte ihn wie ein Geschenk.

„Nein,“ gab er froh zur Antwort. „Aber ich hab' dir halt in die Augen gestochen! Wenn man so feine Einkäufe macht, gelt? Uebrigens — da hast du das Bürstle! Ich hab's für dich gekauft.“

Sie nahm lachend das kleine Päckchen in Empfang.

„Drum hast du's so klein genommen!“

„Und du hast gedacht: ist das ein dummer Kerl? Ja — du weißt halt noch gar nicht, mit wem du's zu tun hast! Nat einmal, was ich bin!“

Sie überlegte. Ein Schwerarbeiter war er nicht, das zeigten seine Hände. Kaufmännischer Angestellter? Dazu paßte sein Wesen nicht.

„Maler?“ fragte sie, aber er schüttelte den Kopf.

„Postbeamter? Buchbinder? Ja — dann weiß ich nicht . . .“

„Außs Feinste bist halt nicht gekommen! Uhrmacher bin ich in der Schwarzwaldindustrie und heiß' Heinrich Straub. Bin selber auch ein Schwarzwälder; drum geht's bei mir ein bißel gradaus. Umwege kann ich keine machen. Fest und ehrlich los außs Ziel, — so geh' ich gern! Willst du mit mir gehen — Hand in Hand?“

„Ich weiß nicht warum, — aber ich hab' ein Vertrauen zu dir, wie noch nie zu einem Menschen. Ich will mit dir gehen.“

Sie waren in eine breite Straße eingebogen; vor einem großen, ihm prächtig erscheinenden Hause blieb sie stehen.

„Hier wohnen wir, im Hinterhaus — vierter Stock. Anna Lukas heiß' ich. Wann seh' ich dich wieder?“

„Am Sonntag hol' ich dich ab, um drei Uhr. Ist's dir recht? Dann gehen wir zusammen hinaus ins Freie.“

Er drückte noch einmal fest ihre Hand. „Auf Wiedersehen!“

Sie nickte ihm fröhlich zu und verschwand im dunkeln Hausflur. Dann wandte er sich raschen Schrittes seiner Wohnung zu, die in einem entfernten Stadtteil lag, so nah als möglich den heimatlichen Bergen.

Von nun an trafen sie sich jeden Sonntag und wanderten zusammen. Zuweilen blieben sie in der Nähe der Stadt. Oft aber fuhren sie mit der Bahn hinaus und machten weite Wege über die Höhen, die er liebte. Es war Sommer, und sie genossen seine Fülle, wie es beiden noch nie widerfahren war. Sie verstanden sich merkwürdig gut. Nie gab es einen Mißton zwischen ihnen; ihre Seelen klangen mühelos zusammen, wie zwei Instrumente, die auf denselben Ton gestimmt sind. Er erzählte ihr von seiner harten Jugend, den entbehrungsreichen Wanderjahren. Und mit dankbarer Liebe sprach er von seiner Schwester, die ihm treulich beigestanden hatte in jeder Not. Noch einen kleinen Rest war er ihr schuldig von der Summe, die sie ihm vorgestreckt hatte aus ihrem kargen Lohn. Im Frühjahr würde er abbezahlt sein; dann konnte er heiraten und in bescheidenen, aber sicheren Verhältnissen eine Frau ernähren. Auch seine Verirrungen beichtete er, sein Suchen nach einer Heimat, seine Enttäuschungen und Bitternisse. Da fand auch sie den Mut, ihm die traurige Geschichte ihrer Jugend zu erzählen. Ihre Eltern lebten in Unfrieden. Die Mutter verstand nicht zu wirtschaften; der

Vater war hart und jähzornig. Not und Streit hatten ihre Kindheit vergiftet, solange sie denken konnte. Dann war plötzlich etwas Helles in ihr Dasein getreten. Vor etlichen Jahren nämlich hatte ein Student im Hause gewohnt. Der hatte sie liebgewonnen. Er war eines Amtmanns Sohn und sollte auch Jurist werden. Reich war er nicht; aber sein vornehmes Wesen hatte sie bezaubert, und mit der ganzen Leidenschaft ihrer Jugend hing sie sich an ihn. Von Heiraten hatte er nie gesprochen; aber sie konnte sich kein anderes Ziel, keine andere Möglichkeit denken. Als er nach dem letzten Examen in die Ferien ging, schrieb er ihr nicht mehr, und bald darauf hörte sie von seiner Verlobung.

Da war sie fast gestorben vor Weh und Scham. Aber das Schlimmste fast waren die Reden der Mutter gewesen. Kein Mitgefühl hatte sie bei ihr gefunden, die doch um alles gewußt und das Verhältnis mit Abßicht gefördert hatte. Nur Vorwürfe und Scheltworte hatte sie zu hören bekommen. Und selbst heute noch hatte sie keine Ruhe davor.

Sie erzählte schlicht und ohne viel Wesen zu machen von ihrem Leid. Aber Heinrich fühlte: sie war auch heute noch nicht damit fertig. Er empfand es ohne die leiseste Regung der Eifersucht. Wahrscheinlich hätte sie ihm ihr Herz nicht zugewandt, hätte diese Enttäuschung sie nicht gereift. Er besaß ja keine einzige der Eigenschaften, die jener ersten Liebe noch in der Erinnerung Glanz und Weiße gaben. Nichts Vornehmes war an ihm. Sein Aeußeres, wenn er auch immer mit Sorgfalt gekleidet ging, war nichts weniger als bezaubernd, das wußte er. Seine Gestalt war klein und schwächig; kaum überragte er das zierliche Mädchen an seiner Seite. Selbst sein Schnurrbart zeigte nur spärlichen Wuchs. Schön waren nur seine Augen; aber das wußte er nicht. Ihre Farbe war ein ganz liches Braun, und ein Schein ging von ihnen aus, daß Anna nicht unrecht hatte, wenn sie im stillen dachte: er hat goldene Augen. Oft glich ihr Ausdruck dem Blick eines treuen Hundes. Die unergründliche Hingabe der Kreatur lag darin, überjont von der Wärme eines fröhlichen Menschengemüts. Es tat ihm wohl, sie trösteten zu dürfen. Er fühlte, wie ihr Herz sich ihm aufstat, und er sah, wie ihre Augen immer fröhlicher wurden. Sie blühte auf an seiner Seite wie ein verkümmertes Pflänzchen, das in die Sonne kommt. Sein bedingungsloses Vertrauen machte sie stark und froh.

Aber eines quälte sie zuweilen, und das ahnte er nicht. Sie hatte ihn lieb, wie man einen Bruder liebt. Das heiße, berauschende Glück, das Wogen des Blutes, die Unruhe und Seligkeit ihrer ersten Liebe, all das empfand sie nicht. Wenn er sie küßte, schlug ihr Herz nicht schneller. Sie bot ihm ihre Lippen zum Abschied ohne

Scheu und ohne Lust. Und darunter litt sie im geheimen. Sie fühlte es wie eine Schuld. Sie hatte sich wohl ganz dahingegeben in ihrem ersten Liebestraum, hatte sich für einen Unwürdigen vergeudet und ihr Inneres war wie ausgebrannt. Nun hatte sie nichts mehr zu geben, wo sich's um ihr Leben und ihre Zukunft handelte. Diese Stumpfheit erschien ihr als Strafe, und sie rang damit in heimlicher Angst. Als er einmal auf stillem Waldweg den Arm um sie schlang und seine Worte heißer und drängender wurden, als sie's von ihm gewohnt war, da riß sie sich los und schaute ihn so hilflos erschrocken an, daß ihm die Arme sanken. Er deutete sich ihr Erschauern als mädchenhafte Scheu, als ein Aufßackern weher Erinnerung. Das würde beides vergehen. Aber er schonte sie von jener Stunde an und hielt seine Sinne so fest in der Gewalt, daß sie nicht ahnte, wie die heiße Sehnsucht in ihm wuchs, sie ganz und für immer zu besitzen.

So hatte jedes sein Geheimnis vor dem andern, ein Geheimnis, das fast wie eine Lüge war, — und doch glaubten beide, einander in lauterster Wahrhaftigkeit anzugehören.

Nie war sie zu bewegen, einmal sein Stübchen zu betreten, das im Dachstock eines großen Miethauses lag. Sie schien die Meinung der Menschen zu fürchten, und er neckte sie oft mit ihrer Angst vor seiner gutmütigen Hausfrau. Aber er trug ihr diese Scheu nicht nach, so gern er ihr sein kleines Reich mit der Aussicht auf die nahen Berge gezeigt hätte. Veinabe war er ihr dankbar für ihre Sprödigkeit: das hatten ihm so manche früher gar zu leicht gemacht; er wußte sie gern anders als jene Gestalten seiner Vergangenheit.

Wenn er sie abends nach Hause gebracht hatte, so wartete er noch ein Weilchen im dunkeln Hof, bis sich Licht an ihrem Fenster zeigte. Dann pfiß er leise den Anfang eines verträumten Volksliedes als Nachtgruß zu ihr empor. Vielleicht erschien sie einen Augenblick hinter dem Vorhang — die Mutter wußte noch nichts von ihren Beziehungen, und es war Vorsicht geboten —, und jedesmal machte er sich fröhlich auf den Heimweg.

Dann war ein Spätherbsttag gekommen, ein mißgelaunter Tag, mit Sturm und Regen, und hatte die beiden zur Einker in ein einsames Wirtshaus genötigt. Die Stube war von Gäften überfüllt; Rauch und Lärm schlug ihnen daraus entgegen. Sie setzten sich still in eine Ecke und wärmten sich an dem heißen Kaffee, den ihnen die Wirtin herzutrug.

Die Gäfte schienen zum größten Teil Studenten zu sein. Sie hatten wohl den ersten Schnee erproben wollen, der auf den Höhen gefallen war. Aber der Regen hatte ihn schon wieder geschmolzen, und ihre Schneeschuhe stan-

den trübselig an den Wänden umher. Ein übermütiges Treiben herrschte in dem niedern, raucherfüllten Raum. Der Alkohol half die Enttäuschung vergessen. Einer der jungen Leute setzte sich ans Klavier und hieb derb und schwungvoll auf die Tasten ein. Bald war ein lärmender Tanz im Gang. Die feinen Herrchen schoben die Zigaretten in den Mundwinkel und schwenkten schwerfällige Bauerndirnen mutwillig in der engen Stube herum. Der Boden dröhnte, das Gefreisch und Gelächter übergelte die Anstrengungen des altersschwachen Klaviers.

Heinrich versuchte vergebens, sich in dem Lärm mit seiner Gefährtin zu unterhalten. Sie starrete mit seltsam hungrigen Augen in den Wirbel der Tanzenden. Es war ihr, als klopfe ihr Herz, als tanze ihr Blut in dem Rhythmus des Walzers. Wie oft war sie bei solchen Klängen im Arm ihres Liebsten dahingeflogen! Sie mußte an einen Faschingsball denken, an einen späten Heimweg in sternklarer Winternacht. . . . Sie sah Sekt in feinen Gläsern perlen und fühlte wieder den prickelnden Geschmack auf der Zunge. . . . Und heute saß sie still in einer Ecke und trank unbeachtet ihren schlechten Kaffee! Und alles war so ganz anders als damals! „Möchtest du tanzen?“ hörte sie Heinrich fragen. Er sah ihre Sehnsucht, und sie tat ihm leid. „Weißt, — ich bin ein schlechter Tänzer; mit mir wär's kein Vergnügen für dich. Aber . . .“

Sie unterbrach ihn mit einer Bitterkeit, die er nicht an ihr kannte: „Wer sollt' sonst mit mir tanzen, außer dir?“

Da trat einer der jungen Leute an ihren Tisch. Er mochte etwas älter sein als die übrigen. Sein schönes, scharfgeschnittenes Gesicht war ihr schon ein paarmal aufgefallen. Seine breitschulterige Gestalt hatte oft das Gewühl der Tanzenden überragt.

„Na — Fräuleinchen, wollen wir nicht auch 'mal 'ran?“ Seine Stimme hatte trotz der Freundlichkeit seiner Aneide einen herrischen Klang.

Ein fragender Blick flog aus ihren Augen zu Heinrich hinüber. Der lächelte nur und sagte unbesangen: „Geh nur, wenn's dir Spaß macht! Ich hol' mir eine Zeitung, mir wird die Zeit nicht lang.“

So nahm der große Fremde sie ohne weiteres in seinen Arm und suchte tanzend mit ihr seinen Weg durch das Gewirr der lachenden Paare. Ihr war's, als schwebte sie in einem Traum dahin. Mit dem feinen Duft seiner Zigarette drang die Erinnerung fast schmerzhaft auf sie ein. Was war dies stille Leben, das sie seither geführt hatte? Nur ein Schlaf . . . ein Nichtwissen, ein halbes Fühlen . . . Wie ein Taumel überkam sie das jähe Wachwerden ihrer Sinne. Sie wußte kaum mehr, wo sie war.

Ihr Tänzer spürte die leidenschaftliche Hingebung, die in dem Feuer ihrer Bewegungen lag. Ihr zarter Körper schmiegte sich in die Wellen der Musik, als dehne er sich wohligh in erquickendem Bad.

„Alle Wetter, — Sie tanzen ja famos!“ hörte sie seine Stimme an ihrem Ohr. „Ich kann das beurteilen; war selbst 'mal der beste Tänzer unserer Verbindung. Und das will was heißen! Wir haben immer die flottesten Kerls!“

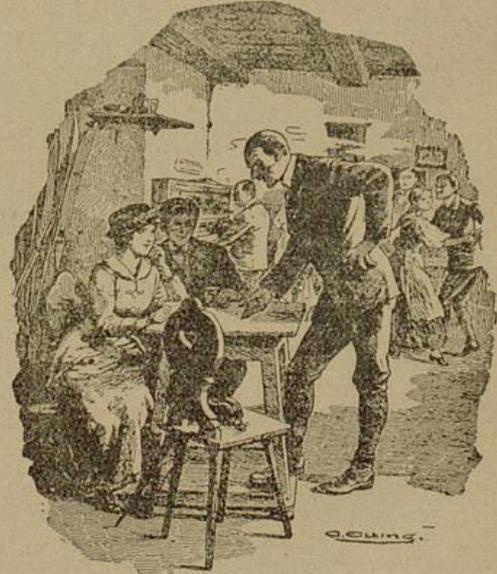
Ihr machte das grobe Geschütz seiner Prahlerei besonderen Eindruck, und er fühlte das wohl.

„Ich habe so wenig Übung,“ gab sie schüchtern zur Antwort. „Aber ich tanze fürs Leben gern!“

„Und da sind Sie so still und brav bei dem ehrsamem Philister da drüben sitzengeblieben? Wohl Ihr Schatz — was?“

„Er ist . . . ich weiß nicht . . .“ Sie war verlegen und ihre Stimme klang gepreßt. Auf einmal schien es ihr unmöglich, daß sie jemals Heinrichs Frau werden sollte.

„Na, — da würd' ich mir die Sache aber noch sehr überlegen!“ sagte er. „Ein Mädels



„Na — Fräuleinchen, wollen wir nicht auch 'mal 'ran!“

wie Sie ist zu gut für Gebatter Schneider und Handschuhmacher!“

„D nein!“ Zum erstenmal sah sie zu ihm auf und schaute ihm seltsam ernst in die Augen. „Eher nicht gut genug!“

Sein Blick hielt den ihren fest. Sie fühlte sich in seinem Bann. Ein sieghaftes Lächeln lag auf seinen Zügen. Sie empfand nur das

Strahlende seiner Persönlichkeit, sah nicht den Schatten, den der Efel um seinem Mund gegraben hatte, fühlte den Spott nicht, der aus seinen Augenwinkeln blitzte.

„Fängt Feuer, die Kleine,“ dachte er, und sah prüfend auf sie herab. Sie war fein und zierlich. Das zarte Mund ihres Gesichts, umrahmt von dem leicht gewellten, kastanienbraunen Haar, hatte einen eigenen Reiz. Es war nicht die Durchschnittsgattung eines Ladenmädchels. Vielleicht war etwas mit ihr zu machen. Jedenfalls konnte man 'mal ein bißchen eingehen auf diese mühevolle Eroberung. Nach den nervenzerrüttenden Szenen mit der kleinen Sängerin, die nun endlich eingesehen hatte, daß sein Geldbeutel für sie nicht groß genug war, konnte dies schmiegsame Geschöpf eine angenehme Erholung sein. . . . So begann er das Spiel, dessen Regeln er kannte in all seinen Schattierungen und Wandlungen. . . .

Mit klopfendem Herzen verstand sie sein Verben. Und wie eine Erlösung kam es über sie: da war es wieder, dies selige Wangen vor dem kommenden Glück! Sie war noch nicht stumpf und tot — nur geschlafen hatte ihr Herz. Und mit geschlossenen Augen gab sie sich der Wonne hin, noch einmal der atemberaubenden Seligkeit einer Liebe entgegengehen zu dürfen. Einmal schlug sie gerade die Augen auf, als sie im Tanz an Heinrich vorüberflogen. Ein Lächeln grüßte sie. Nicht ein Hauch von Eifersucht oder Mißtrauen trübte den klaren Schein seines gütigen Blicks. Aber ihr Herz war ihm nicht mehr aufgetan. Im Nebel, der vor ihren Augen schwamm, sah sie nur seine grellgemusterte Halsbinde leuchten. Und sein Lächeln enthielt ihr nur die vom Rauchen verdorbenen Zähne.

Als es Zeit war, den letzten Zug zu erreichen, stand Heinrich auf und suchte seine Braut. Sie folgte ihm ohne Widerspruch und nahm nur kurzen Abschied von ihrem Tänzer. Aber Heinrichs Augen entging das verheißungsvolle Lächeln nicht, das nur für einen Augenblick über ihr Antlitz huschte.

Und auf dem Heimweg war sie stumm und herb. Er fühlte, daß er sie verloren hatte, und trug seine Qual schweigend neben ihr her. Mußte er sie noch einmal ins Elend rennen lassen? Konnte er sie nicht warnen, sie nicht retten? Nein, — halten konnte er sie nicht. Es war gegen seine Natur, irgend jemandem seinen Willen aufzuzwingen. Und er wußte zu gut: hier konnte keine fremde Einsicht helfen, nur eigene Erkenntnis — und die mußte sie sich selbst erkämpfen.

So schieden sie still und ohne mit einem Wort den Zwischenfall zu berühren, ohne Vorwurf und ohne Bank. Und am folgenden Samstag fand er einen Brief auf seinem Tisch, worin

Anna ihm mitteilte, daß sie am Sonntag nicht mit ihm gehen könne: sie müsse mit den Eltern zu Verwandten aufs Land. . . .

Er wußte genug. Seine Zukunft, sein ganzes Leben war ihm zer schlagen. In ihr glaubte er die Heimat gefunden, die er so lange gesucht hatte. Nun war er wieder heimatlos. Er war kein Verstandesmensch. Die Kraft und der Reichtum seines Wesens lag im Gemüth. Und damit hatte er sich so festgewurzelt in ihr, daß er sich nicht losreißen konnte. Er verstand sie ja auch so gut. In ihr lebte der Drang nach Schönheit und verfeinertem Lebensgenuß. Tag für Tag ging all der kostbare Tand durch ihre Hände, mit dem begüterte Frauen sich das Leben schmücken. Wie sollte sie nicht selber Sehnsucht darnach verspüren? Und er konnte ihr nichts von alledem verschaffen, was ihr begehrenswert erschien. Sie hatte nie davon gesprochen; sie war glücklich gewesen mit ihm, solange sie seiner Liebe zu ihrer Genesung bedurfte. Nun war seine Rolle in ihrem Leben ausgespielt. Als seine Frau wäre sie nicht glücklich geworden. So war's vielleicht besser, daß es nicht zur Heirat gekommen war. . . . Besser? Ihm schnürte das Weh das Herz zusammen. Mußte die arme Motte, die sich die Flügel so grausam verbrannt hatte, abermals in die todbringende Flamme schwirren?

Da und dort vermochte er etwas über den jungen Mann zu erfahren, der ihm das Glück aus der Hand gerissen hatte. Es war nicht viel Gutes, was er so erhörte. Er war Assistenzarzt an einer Klinik; aber sein Eifer war gering, seine Liebchaften um so zahlreicher. Sollte Heinrich noch hoffen, daß der Unbeständige diesmal treu sein würde? Das war wohl ausgeschlossen. Und selbst wenn das Wunder sich ereignen sollte, — ein Glück konnte es für Anna nicht sein. Aber wie sollte er sich dann ihre Zukunft denken? Er sah nur Leid und Elend als das Unabwendbare für sie kommen.

Ende November wurde ihm vertretungsweise eine auswärtige Stelle übertragen, und fast den ganzen Winter mußte er an diesem entfernten Ort zubringen. Er war froh darum. So brauchte er nicht mühevoll einer Begegnung auszuweichen, die für beide nur eine Qual geworden sein mußte.

Der Ort seiner neuen Tätigkeit lag noch näher der alten Heimat. Fast jeden Sonntag besuchte er seine Schwester, und viel früher, als er gerechnet hatte, konnte er seine Schuld an sie abbezahlen. Nun war die Ofenbank in der Gefindestube eines fremden Bauern das letzte Stückchen Heimat, das er hatte. Und das einzige Wesen, das nach ihm fragte, war eine müde, abgerackerte Magd. Er hatte sich nie viel aus Freunden gemacht und kam den Menschen nicht so leicht innerlich nahe. Jetzt wich

er ihnen aus und war auf dem besten Weg, ein Sonderling zu werden.

Es ging dem Frühling zu, als er wieder unten in der Stadt seine Arbeit aufnahm. An einem kalten Märzabend, als er vom Geschäft heimging, stand plötzlich auf seinem Weg die Verlorengegangene — Verlorengegebene: die Anna! Er hatte ihre Gestalt nicht kommen sehen. Erst an der Stimme erkannte er sie.

„Heiner,“ sagte sie leise und hob die Hand ein wenig, wie um ihn festzuhalten, wenn er sie nicht hören würde.

Er griff nach ihrer Hand, die sie wieder sinken ließ, als er stehenblieb.

„Bist du's wirklich? Anne — du? Warum kommst du zu mir?“

„Ich hab' auf dich gewartet, immer gewartet, immer gehofft, daß du nach mir schauen würdest. Aber du bist nicht kommen . . .“

„Auf mich hast du gewartet?“ Er schüttelte ungläubig den Kopf. Er fühlte etwas Fremdes in ihr, eine Unwahrhaftigkeit, die auch ihn unsicher machte. „Das hab' ich halt nicht wissen können.“

Seine Stimme hatte einen seltsam leeren Klang. Ihre Hand entglitt ihm. Langsam ging er weiter, und sie kehrte mit ihm um.

„Hast du mich schon einmal auf dem Heimweg gesucht?“ fragte er nach einer Weile, als sie das Schweigen nicht brach.

„Vielmal,“ gab sie leise zur Antwort.

„Ich bin in Neustadt gewesen,“ sagte er.

„Drei Monate hab' ich dort geschafft.“

„Ja, — ich hab's durch Zufall erfahren. Ich bin krank gewesen.“

Sie gingen gerade an einer Straßenbeleuchtung vorüber und er schaute ihr ins Gesicht. Das war keine Lüge. Sie sah elend aus, fast nicht zum Erkennen. Ihre Wangen waren eingefallen; die Augen glänzten groß und fieberhaft.

„Ja, ich seh's, — blaß bist und schmal. Was hat dir denn gefehlt?“

„Ein Nervenfieber . . . und auf der Lunge hab' ich's wohl auch . . .“

Sie sagte es gleichgültig, als ginge es sie nicht viel an, als spräche sie von einer Fremden.

„Und dein Doktor — hat er dir nicht helfen können?“

„Ach . . .“ Ein krampfhaftes Lächeln ließ ihr Gesicht noch schmerzhafter erscheinen, noch trauriger. „Das war doch nichts Ernstes! Hast du gemeint, den nähm' ich ernst?“

Er gab keine Antwort.

„Er ist wohl fort?“ fragte er nach kurzem Schweigen. „Auf und davon?“

„Schon lange. Ich weiß nicht, wo er ist, frag' auch nicht mehr darnach.“

Sie waren in seine Straße eingebogen und ein scharfer Wind fuhr ihnen aus den Bergen

entgegen. Sie zog sich fröstelnd ihr Tuch fester um den Hals.

„Du solltest nicht ausgehen abends bei solchem Wetter,“ sagte er.

„Daß mich mit dir heimgehen,“ bat sie leise.

„Auf einmal hast du keine Angst mehr? Nein, — meine alte Hausfrau ist gestorben.

Die alte Jungfer, bei der ich jetzt bin, hat ein böses Mundwerk.“

„Das ist mir gleich! Ich frage nach niemand mehr. Schick mich nicht heim! Nimm mich zu dir hinauf!“

Ihre Augen hingen angstvoll flehend an seinem Gesicht. Aber er schaute sie nicht an. Er nahm nur leise ihren Arm in den seinen und wandte seine Schritte mit ihr nach der Stadt zurück.

„Heiner,“ flehte sie, „ich habe niemand mehr als dich! Daheim ist die Hölle . . . ich kann's dir nicht sagen, wie's zugeht. Der Vater hat's Trinken angefangen . . . Der Franz, der Älteste, hat seine Stellung verloren . . . Wenn ich nun auch . . .“

Sie sprach nicht zu Ende. Es war, als schnüre ihr eine Angst die Kehle zusammen.

„Weißt du noch,“ begann sie nach einer Weile und versuchte, das Herzklopfen nicht merken zu lassen, das ihr fast den Atem nahm. „Weißt du noch, du hast gesagt, im Frühjahr könntest du heiraten . . . Magst du mich jetzt nicht mehr?“

„Ich — ich hab' nie mehr ans Heiraten gedacht. Schau, — ich muß erst ins reine kommen mit mir. Ich muß erst drüber schlafen.

. . . Nein, — du mußt nicht so verzweifelt sein,“ fuhr er wärmer fort. „Ich verlass' dich nicht! Ich find' einen Weg. Aber nach Haus mußt du gehen. Du darfst nicht so im Wind herumstehen. Im Wind und Wetter . . .“

Sieh, da kommt wie gerufen die Straßenbahn! Hier, nimm meine Karte. Und nun gute Nacht! Ich verlass' dich nicht . . . aber Zeit mußt du mir lassen . . .“

Ehe sie recht zur Besinnung kam, hatte er sie in den Wagen gehoben, der vor ihnen hielt.

Er blieb stehen und schaute ihr nach. Aber sie hob den Blick nicht auf und suchte ihn nicht.

Als sie seinen Augen entschwunden war, ging er langsam nach Hause. Er machte kein Licht in seinem Zimmer. Ohne den Mantel abzulegen, setzte er sich ans offene Fenster und schaute in die Finsternis der jagenden Wolken hinaus. Was hatte er getan? Sie war zu ihm geflohen in ihrer tiefsten Not — und er hatte sie fortgeschickt! Warum? Liehte er sie nicht mehr? Was hatte sein Herz verhärtet gegen die Verzweiflung ihres Herzens? Weder Eifersucht war's, noch Groll, weil sie ihn verlassen hatte. Nein, — nur das Bewußtsein, daß sie nicht aufrichtig war, hatte sie ihm entfremdet und ihn gelähmt. Sie hatte vielleicht mit

Worten kaum eine Lüge gesagt; aber war nicht ihr ganzes Wesen Verstellung und Lüge gewesen? Er hatte sie durchschaut, als hätte er ihr jeden Gedanken von der Stirne zu lesen vermocht. Schuldig hatte er werden sollen an ihr, damit er die Verantwortung auf sich nehme, der Vater ihres Kindes werde. Wie groß mußte ihre Verzweiflung sein, daß sie auf solch einen Plan verfallen konnte! Durfte er mit ihr ins Gericht gehen? Das wußte er: Leichtsinns war es nicht, wenn sie gefehlt hatte! Mit ihrer ganzen Seele mußte sie den andern geliebt haben. . . . War ein Mann überhaupt imstande, die Tiefe dieser Not zu ermessen? Aus Liebe sich hingeben, bedingungslos, in gläubigem Vertrauen, sich selber einsetzen mit dem Besten, Reinsten, Heiligsten, was man besitzt — und Not und Schande ernten! Ein Mann kann Undank erfahren, kann schuldlos in Not verstrickt werden; er kann seine Liebe an ein schlechtes Weib verschwenden. Aber niemals reicht die Bitternis seines Geschicks an diese Not des verratenen Weibes heran. Nie! nie ist er so preisgegeben, von Gott und der Welt verlassen wie sie . . .

Und sie war krank! Wer weiß, was ihr bevorstand? Sollte er sie dahinstehen lassen, friedlos, gepeinigt von der Empörung ihrer Angehörigen? Sollte sie sterben müssen, ohne ihr Kind in sorgende Hände legen zu dürfen? In seine Hände!

Aber nur die Not hatte sie zu ihm getrieben. Er konnte sie retten; aber sie gehörte nicht ihm! Wenn sie seine Frau wurde und die Jahre gingen dahin — jeder neue Tag konnte neue Verjüngung bringen . . .

Aber mit einem Ruck raffte sich der Grübler zusammen. Warum gleich an die fernsten Möglichkeiten denken? Er hatte immer nach einer Heimat verlangt. Nun durfte er eine Heimat schenken! Das war mehr! Eine heiße Glückseligkeit durchflutete ihn bei diesem Gedanken. Vielleicht hatte er immer zu viel an sich selber gedacht, sich zu wenig darum gekümmert, was die anderen von ihm erwarten mochten . . . Hier wußte er's! Und plötzlich sah er seinen Weg so klar vor sich, daß er gar nicht begreifen konnte, wie er ihm je hatte zweifelhaft sein können . . .

Er sprang auf, er riß seinen Hut vom Tisch und stürmte die Treppe hinunter. Atemlos rannte er durch die dunkeln Straßen, bis er wieder vor ihrem Hause stand. Der enge Hof war finster und menschenleer. In ihrem Fenster brannte noch Licht. Er mußte sich erst ein Weilchen dieses Anblicks freuen. Ihm war so froh, so leicht, so sicher zumute, als sei die Qual der letzten Wunde aus seiner Erinnerung fortgewischt . . .

Und nun piff er leise den alten Nachtgruß zu ihr empor. Er wagte kaum zu hoffen, daß

sie ihn hören würde. Aber rasch wurde das Fenster aufgerissen; er sah sie einen Augenblick in seine Helle treten und schattengleich verschwinden. Ihr Schritt klang auf der Treppe. Mit weit aufgerissenen Augen stand sie neben ihm, bevor er's für möglich halten konnte.

„Heiner, — du kommst! O, dann ist alles gut!“ Schwer und wie erschöpft hing sie sich



Schwer und wie erschöpft hing sie sich an seinen Arm . . .

an seinen Arm und legte den Kopf an seine Brust.

„Komm!“ sagte er leise und führte sie durch die dunkle Einfahrt auf die Straße hinaus. „Ich hab' nicht bis morgen warten können.“

„Und ich auch nicht,“ sagte sie und suchte seine Augen. Nun lag die alte Wahrhaftigkeit wieder in ihrem Blick, ein stummes Geständnis, ein unergründliches Vertrauen . . .

„Schau!“ begann er wieder und führte sie in eine schmale Nebengasse, wohin der Wind nicht drang. „Ich hab' mir's überlegt: in vierzehn Tagen können wir heiraten, wenn du willst. Ich lass' mir die Stelle in Neustadt dauernd übertragen. Dort bist du in reiner Schwarzwaldluft und wirst wieder ganz gesund.“

„Heiner, Heiner! — wenn das möglich wäre! . . . Aber ich muß dir auch noch etwas sagen . . . Dann gehst du vielleicht und lässest mich stehen, wo ich bin . . .“

„Meinst du, ich bin blind und kenn' dich so wenig, daß du mir noch etwas sagen mußt, was ich nicht weiß? Froh bin ich, daß du's nicht

oersichweigen willst. Aber sagen brauchst du es nicht. Hätt' ich dich lieb, wenn ich dein Kind nicht auch liebhaben könnte, — wenn's auch nicht meines ist? Du mußt nicht weinen! Schau, — es kränkt mich nicht einmal! Hast halt einen Umweg gemacht, bis du dich zu mir gefunden hast. Aber es lernt mancher auf dem Umweg mehr als auf der geraden Straße . . . Jetzt halt' ich dich fest, daß du dich nimmer verirrst!"

Zum erstenmal sah er wieder ein Lächeln auf ihrem Gesicht, aber ein ganz anderes, als er je an ihr gesehen hatte, eines, das ihm Bürgerschaft schien für die künftigen Tage, für die ganze Gemeinlichkeit des Lebensweges.

"O Heiner, — wie dumm bin ich gewesen!" Er lachte, und es war sein altes, frohes, Knabenhaftes Lachen.

"Das ist das Geheiteste, was du hast sagen können! Jetzt weiß ich, daß du fertig bist mit der Vergangenheit — fertig mit jenem andern."

Und als er sie zum Abschied küßte, da wußte er: er hatte nun doch seine Heimat gefunden. Und er fühlte, das Glück liegt nicht im Empfangen. Wo die Selbstsucht nur Opfer sieht und Finsternis und Entsjagung, da tut sich dem Schenkenden erst das Reich der hellsten Glücksmöglichkeiten auf.



's Häufele.

Von
Franz Woas,
Wiesbaden.

Rirchweih war's: Tanzmusik im „Löwen“. Im großen Saale da drehten sie sich miteinander. Gar viele

aber waren es nicht mehr — etliche drei oder vier Paare nur. Die Mehrzahl der Bauern war schon heim, und die Maidli, die hatten sie vorsichtshalber schön mitgenommen . . .

Auch von den wenigen Paaren, die noch tanzten, trat eines ums andere ab; zuletzt war es nur noch ein einziges, das sich über die Dielen schwang: der Christel und 's Bärbechen. Nun, halt zum Verwundern war's gerade nicht; sah man die beiden doch schon lange genug immer zusammen.

Das heißt: in letzter Zeit, hm — beinahe sah es aus, als sollte da ander Wetter werden; und der Umschwung war — sonderbar genug — von dem Tage an dagewesen, wo auch sonst

sich etwas von Wichtigkeit ereignete; nicht gerade am nämlichen Tage; immerhin doch zu etwa derselben Zeit.

Das war, als der neue Herr Einnehmer sein Amt antrat.

Von der Zeit an ließ die Einigkeit zwischen dem Christian und der Bärbel offenbar zu wünschen übrig. Es war, als ob sich einer zwischen die beiden geschoben habe; als drückte er das eine rechts weg, das andere links weg, daß sie nur nicht zusammenkämen.

Das Bärbechen freilich — es tat bei alledem nicht anders, als merkte es von solchem Drücken und Drängen auch nicht das Tüpfelchen. Ließ jemand einmal ein Wort darüber fallen — wie dumm tat es da! Als ob's rein gar nichts davon verstünde! Und war doch so gescheit! Ach, wie gescheit! Schön in Gesicht und an Gestalt war's aber außerdem, nett, runderlich.

Der Christian hinwider machte sehr bald aus seinem Herzen keine Mördergrube. Gescheit war er auch, und gemerkt hat er alles weit eher als irgendeiner.

Eben am nämlichen Kirchweihstage, bald als der Tanz begonnen, hatte ihn einer der Burschen gestellt. Der Wagner-Hannes war das; natürlich! Hatte der doch allemal sein Mundwerk vorneweg, ob er sich's auch schon mehr als einmal dabei arg verbrannt hatte.

„Jager sind halt auch da,“ hat er zum Christian gesagt und ein einfältig Gesicht dazu gemacht. Der Christian hat sich bei dem richtig auch nicht viel gedacht. „So?“ hat er gemeint. „Ich seh' halt nichts von Jagersleut.“

Hat der Hannes ein Wörtel mehr gesagt, ist deutlicher worden: „Nicht gerade richtige Jagersleut,“ ist er fortgefahren; „aber . . . hm“ und hat womöglich noch ein einfältigeres Gesicht geschnitten als vorher.

Der Christian fing jetzt doch an etwas zu merken von der Mzerei. „Na, was dann?“ ist es ihm herausgefahren, und groß hat der den anderen angeschaut.

„Wilderer . . .“

„Geh, was du schon meinst!“

„Glaubst mir's etwa nicht, Christian? Ei, so schau halt selbst hin. Da sitzt einer.“ Und damit hat der Hannes mit seinem Daumen über die Schulter weg gewiesen.

Fuchsfenerrot ist da im Gesicht der Christian geworden; hat er doch gut gewußt, wer da saß, wo des andern Daumen hinwies . . .

„So sag selber, Christian,“ ist des andern Rede weitergegangen; „ist das nicht einer, der wildern möcht' — und man sollt' halt meinen, 's wär' dein Gän?“

An dem Ecktiisch aber saß der Rotenbucherbauer, saß die Rotenbucherbäuerin, saß 's Bärbeche, und mitten unter denen — der neue Einnehmer . . .